

Themen der Weisheitslehren

ebö

auf dem Wege ZUR Weltgemeinschaft

---

Dem Glauben Gestalt geben

---

Ihr Wesen ist Überwachung

---

Weisheitslehre der lebendigen Ethik

**Luxus — Zwang**

---

FRANKFURTER ALLGEMEINE ZEITUNG JUNI 2013

Dem Glauben Gestalt geben

Brockhaus Enzyklopädie

**Glaube, 1) Philosophie:** im Ggs. zu Wissen ein Fürwahrhalten ohne method. Begründungen. – In der Philosophie PLATONS wird der G. (pistis) wie das bloße Meinen (doxa) als noch unphilosoph. Vorstufe eines philosoph. oder wissenschaftlich begründeten Wissens aufgefaßt. Die damit gegebene Skalierung von Gewißheiten, nämlich die Annahme eines allmähl. Überganges von unbegründeten Überzeugungen zu einem begründeten Wissen, wich in der Tradition des christl. Denkens allmählich einer Unterscheidung zw. G. und Wissen im Sinne eines konträren Ggs., die dem G. teils Unabhängigkeit vom Wissen, teils »übernatürl.« Einsichten zuschreibt (übergangslose, entgegengesetzte Gewißheiten eigener Art). Diese Entwicklung, die urspr. mit einer Intellektualisierung des G. begann (gnosis), wurde insbesondere durch den neuen Einfluß der Aristotel. Philosophie im 13. Jh. bestimmt, der eine Abgrenzung zw. religiösen und philosoph. Gewißheiten erforderlich machte. Dem übernatürl. Charakter der Offenbarung entsprach jetzt ein habitueller G., dessen dogmat. Verankerung im System des theolog. Wissens schließlich dazu führte, dem philosoph. Wissen überhaupt die Kompetenz in theolog. Dingen zu bestreiten (J. DUNS SCOTUS, W. VON OCKHAM). Der mit der Aufklärung einsetzenden gegenläufigen Entwicklung mit der Tendenz, Wissen grundsätzlich auf empir. Wissenschaften einzuschränken und damit prakt. Orientierungen überhaupt die Möglichkeit rationaler Begründungen zu bestreiten, begegnete I. KANT in der Formulierung

eines prakt. Vernunft-G. Zu diesem Vernunft-G. gehören nach KANT u. a. die Ideen Gott, Freiheit und Unsterblichkeit als Postulate der prakt. Vernunft. KANTS vermittelnder Vorschlag setzte sich historisch nicht durch.

2) *Theologie*: innere Sicherheit, die keines Beweises bedarf; Grundelement des religiösen Lebens, das für die Existenz des religiösen Menschen schlechthin entscheidend ist. G. bedeutet primär (gefühlsmäßiges) Vertrauen, feste Zuversicht und nicht ausschließlich ein Fürwahrhalten außerird., transzendenter Gegebenheiten. Diese Bedeutung bringt auch die sprachl. Ableitung, nach der G. (ahd. giloubo) mit ahd. liob (›lieb‹, ›vertraut‹) etymologisch verwandt ist, zum Ausdruck.

Im Christentum ist G. – das Verständnis von A. T. und N. T. aufnehmend – eine Kategorie des personalen Vertrauens, das das rational-intellektuelle Moment menschl. Seins durchaus einschließt, so daß G. die bewußte und freie Reaktion, Antwort auf das ihm stets vorgängige Wort Gottes in Schöpfung und Erlösung ist, das seinen Höhepunkt in der Person JESU CHRISTI hat. G. kommt also aus dem Hören dieses Wortes (Röm. 10, 17) und zielt auf volle und ungetrübte Gemeinschaft zw. Gott und Mensch. Nach der erst relativ spät (auf dem Trienter Konzil) erfolgten Festlegung der kath. Lehre vom G. besitzt dieser eine Doppelstruktur: Er besteht als ›geglaubter G.‹ (Fides quae creditur) in einem verbindlich vorgegebenen Gegenstand (Inhalt), der geglaubt wird: in der in A. T. und N. T. bezeugten Selbstoffenbarung Gottes. Dieses ›Depositum fidei‹ (Glaubenshinterlegung) wird für jede Zeit dargelegt, zusammengefaßt und neu entfaltet in den G.-Bekennnissen, den Dogmen der allgemeinen Konzile, in Katechismen u. a. – Das zweite, subjektive, Moment ist der ›glaubende G.‹ (Fides qua creditur), d. h. die Haltung und der Akt, in dem (oder durch den) geglaubt wird, die vollzogene Annahme der Offenbarung Gottes, die durch den G. im Menschen erst eigentlich ›ankommt‹. Dieses Glauben ist von seinem Ursprung her Geschenk Gottes (Gnade), zugleich jedoch ein Akt vernünftig-freier Annahme durch den Menschen, d. h. durch seine von Gott zu sich selbst befreite Vernunft. Als Werk Gottes im Glaubenden ist der G. irrums- und zweifelsfrei. Dennoch kann das jeweilige G.-Verständnis den G. einseitig verkürzen (Häresie) oder mit Aberglauben durchsetzen und dadurch gewissermaßen ›verlängern‹. Da der G. auf Erden im Dunkel von ›Bild und Rätsel‹ verbleibt (1. Kor. 13, 11), kann er und muß er intellektuellen Anfechtungen (G.-Krisen) in einem lebenslangen Prozeß ausgesetzt sein.

Objektiver und subjektiver G., Inhalt und Vollzug, sind zwar untrennbar, doch ist eine verschieden starke Akzentuierung der einzelnen Aspekte möglich und für die christl. Konfessionen charakteristisch. Die kath. Kirche hat stark die Orientierung am G.-Inhalt betont, über dessen Bewahrung in lebendiger Überlie-

ferung (Tradition) das autoritative kirchl. Lehramt wacht. – Die fundamentale Heilsfunktion und den Gnadencharakter des G.-Aktes haben – im Anschluß an LUTHER – bes. die reformator. Kirchen herausgestellt. Der G. ist reines Vertrauen (›Fiduzialglaube‹), er rechtfertigt den Menschen ohne alle eigene Leistung. Eine Quelle und einzige Norm ist die im Hl. Geist sich selbst auslegende Hl. Schrift.

*Religionsgeschichte:* Obwohl allen Religionen der G. als Beziehung des Menschen zum Göttlichen eigen ist, weisen sie ihm doch eine unterschiedlich große Bedeutung zu. Eine zentrale Stellung nimmt der G. in den prophet. Offenbarungsreligionen, dem Judentum, Christentum und Islam, ein. Der G. an Gott im monotheist. Sinne ist Grundlage dieser Religionen. Er legitimiert das Offenbarungswort ihrer prophet. Verkünder, findet Ausdruck im Gebet und verleiht eth. Geboten normativen Charakter. Im Leiden und Tod der Märtyrer findet er seine stärkste Bewährung. – Der G. in seinen versch. Ausprägungen äußert sich außerhalb des Christentums z. B. im Islam als Iman, in den Naturreligionen in der Geister- und Dämonenfurcht, der durch mag. Abwehr der schadenbringenden Mächte begegnet wird. – Der Hinduismus anerkennt, wenn auch mit einer im Laufe der Geschichte wechselnden Wertschätzung, drei Heilswege: Neben dem Weg der Werke (›Karma-marga‹) und dem Weg der übersinnl. Erkenntnis (›Jnana-marga‹) steht der Weg der Hingabe (›Bhakti-marga‹), der Weg gläubigen Vertrauens und zuversichtl. Liebe zu einem monotheistisch verehrten Gott. Diese Haltung des G. wird v. a. in der ›Bhagavadgita‹ verkündigt. – Bemerkenswert ist die buddhist. Einstellung zum G. Obwohl der Buddhismus jede Metaphysik ablehnt und sich als rational völlig durchschaubar versteht, fordert er den G. (Pali ›Saddha‹, Sanskrit ›Shraddha‹) an Buddha und seine Verkündigung als ersten Schritt auf dem Weg zur Erlösung. Die Überzeugung, daß allein der G. an die Gnade des Amida Buddha (›Buddha des unermeßl. Lichtglanzes‹) erlöse, wird von Schulen des chin. und des japan. Buddhismus vertreten.

---

Gut fünf Jahre ist Franz-Peter Tebartz-van Elst Bischof in Limburg. In dieser Zeit hat er Laien wie Geistliche des Bistums gegen sich aufgebracht. Die Öffentlichkeit fragt, was der Mann treibt – und der Staatsanwalt fragt, ob er die Wahrheit sagt.

*Von Daniel Deckers*

LIMBURG, 23. Juni

**K**alt ist es am Ostersonntag, so kalt, dass es die wenigen Zaungäste, die sich in der Abenddämmerung vor den Limburger Dom verirrt haben, schon beim Anblick

des windumtosten Platzes fröstelt. Auch das Schauspiel, das sich ihnen wenige Minuten vor fünf Uhr bietet, ist nicht geeignet, die Herzen zu wärmen. Wie von Geisterhand geführt schreitet eine Phalanx von Ministranten und Geistlichen schweigend um den Dom, um kurze Zeit später in dem Gebäude zu verschwinden. „Großer Einzug“ hatte der Mann, der das Ende der Prozession bildet, seinem verschreckten Domkapitel kurz und bündig befohlen. In Rom wird abgerüstet, in Limburg aufgerüstet. Die Kälte kriecht durch Mark und Bein.

Doch ehe die Kathedrale die Prozession verschluckt und die sogenannte Pontifikalvesper ihren Lauf nimmt, fällt der Blick der Prälaten unwillkürlich auf die Alte Vikarie, ein hoch aufragendes Fachwerkhaus, das den Fluchtpunkt am anderen Ende des Domplatzes bildet. Dort und nirgendwo anders, so hatte es das Domkapitel schon vor dem Abschied des Bischofs Franz Kamphaus überlegt, sollte dessen Nachfolger wohnen und arbeiten. Denn bei aller Hochachtung vor dem charismatischen Münsterländer Kamphaus, der seit 1983 an der Spitze des Bistums stand, der Papst Johannes Paul II. länger als alle anderen deutschen Bischöfe im Kampf gegen den Ausstieg aus der gesetzlichen Schwangerenkonfliktberatung die Stirn geboten hatte und dennoch erst im Alter von 75 Jahren seinen Rücktritt anbieten musste: Gleich, wer der neue Bischof sein würde, keiner sollte mehr wie Kamphaus in den Räumen des Priesterseminars wohnen und keiner sein Tagewerk wie eine Spinne im Netz der „Ordinariat“ genannten Bistumsverwaltung verrichten. Ungetrennt, aber unvermischt – so sollten Bischof und Bistum fortan eine spannungsvolle Einheit bilden.

Jetzt, fünf Jahre später, ist von Einheit nichts zu spüren. Von Spannungen umso mehr. Noch immer gähnen die Fensterhöhlen des denkmalgeschützten Fachwerkhauses wie schwarze Löcher, noch nehmen große Planen die Sicht auf das neue Ensemble. Um Jahre hat sich die Fertigstellung der Alten Vikarie und der dahinterliegenden Gebäude verzögert. Das hat mit dem maroden Fachwerk und der aufwendigen Sanierung der mittelalter-

lichen Stadtmauer zu tun, die einen Teil des Grundstücks säumt. Für ausgedehnte Kellergewölbe mussten Tonnen Gestein aus dem Fels gebrochen werden. Auch ist die neue, steil aufragende Kapelle, die, schwarz verkleidet, fast wie die Kaaba von Mekka einen dumpfen Kontrast zu der farblichen Pracht des Domes bilden soll, ein ausgefallenes und aufwendiges Bauprojekt. Mitverantwortlich für die Verzögerung ist jedoch auch, dass auf Geheiß des Bischofs Grundrisse mehrfach verändert wurden und bereits Fertiggestelltes eingerissen werden musste.

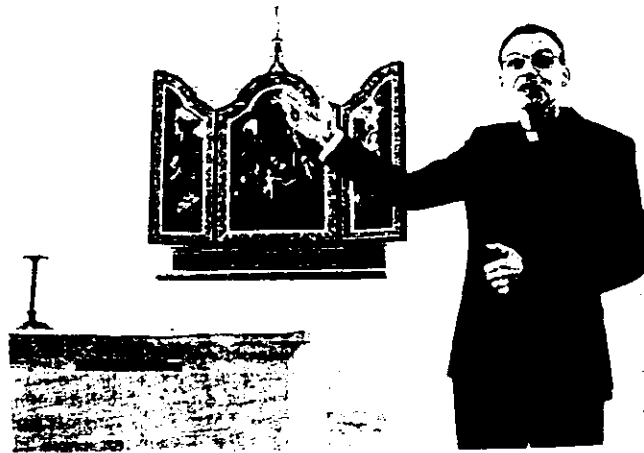
„Der Hirte muss den Geruch seiner Schafe haben“, so hatte es der neue Papst Franziskus in Rom den Bischöfen und Kardinälen zu Beginn der Karwoche eingeschärft. In Limburg riecht es eher nach feinstem Leder. Eine schwarze, blankgewienerte Limousine steht vor dem Eingang der Bischofsresidenz, ein braungebrannter Mittfünfziger mit reichlich Gel im Haar weicht dem Bischof nicht von der Seite. In der Kathedrale nimmt der Qualm gleich aus zwei Weihrauchfässern den Gläubigen buchstäblich den Atem.

Franz-Peter Tebartz-van Elst hat sich verändert, seit er nach seiner Wahl durch das Domkapitel im Herbst 2007 das Amt eines Weihbischofs im Bistum Münster gegen das des Bischofs von Limburg eintauschte. Das dennoch immer noch jugenhaft wirkende Gesicht ist noch knochiger geworden, die weit aufgerissenen Augen unter der gefurchten Stirn sind noch größer und die Gestalt noch hagerer. Von Beginn an tat sich der 1959 geborene Spross einer Großbauern-Dynastie aus der Nähe des niederrheinischen Wallfahrstortes Kevelaer in dem ihm gänzlich unbekanntem Landstrich zwischen Lahn und Main nicht leicht, zumal der im Mai dieses Jahres verstorbene Münsteraner Bischof Reinhard Lettmann an ihm einen Narren gefressen und ihn gerne als seinen Nachfolger in Münster gesehen hätte. In Limburg machte sich manch einer einen Spaß daraus, den Fremden seine Fremdheit spüren zu lassen.

„Irres Bambi“ rief man Tebartz-van Elst bald hinterher. Als der neue Bischof es wenige Monate nach seiner Ankunft

im Bistum wagte, einen Geistlichen zu maßregeln, weil dieser im Wetzlarer Dom eine Homosexuellenpartnerschaft eingese-  
gnet hatte, war der Beweis erbracht:  
Der Neue war ein reaktionärer Hardliner,  
von Papst Benedikt und dem Kölner Kar-  
dinal Meisner in Limburg installiert, um  
nach dem renitent-liberalen Kamphaus  
wieder römische Saiten aufzuziehen.  
Doch so war es nicht.

Tebartz-van Elst war Limburg weder  
von Rom aufgezwungen worden, noch



**Ton, Steine, Scherben: Tebartz-van Elst**  
*zeigt den Innenraum der neuen Kapelle*

war er der Favorit des Kölner Erzbischofs  
Kardinal Meisner. Tebartz-van Elst war  
ein Mann mit beträchtlichem Talent und  
einem Horizont, der weit über die Befind-  
lichkeiten des Katholikentags-Katholizis-  
mus hinausreichte. Als Domvikar in  
Münster hatte er sich in den neunziger  
Jahren mit dem Thema „Erwachsenenka-  
techumenat“ einen Namen gemacht. Sei-  
ne akademische Laufbahn hatte er mit ei-  
ner Habilitationsschrift über „Gemeinde  
in mobiler Gesellschaft“ gekrönt. Als Pro-  
fessor für Pastoraltheologie in Passau und  
bald darauf als Weihbischof in Münster  
war er auf Tagungen und bei Gesprächen  
über die Zukunft der Kirche in Deutsch-  
land ein gefragter Mann. Der Geistliche,  
der bis heute im persönlichen Gespräch  
interessiert und Anteil nehmend er-  
scheint, schrieb ein Buch: „Glaube  
braucht Gestalt“. Das Limburger Domka-  
pitel war sich sicher, auf die richtige Bi-  
schofsgestalt gesetzt zu haben. Auch Kam-  
phaus' Augen leuchteten, als er seinem  
Nachfolger am 20. Januar 2008 den Bi-  
schofsstab übergab.

Als bald darauf der Plan des Kapitels rüchbar wurde, ein neues Bischofshaus zu bauen, erhob sich rund um den Domberg ob der vermeintlichen Verschwendungssucht des neuen Bischofs ein Sturm der Entrüstung. Tebartz-van Elst wehrte sich, doch mit Mitteln, die die Lauterkeit seines Handelns mehr in Zweifel zogen als alle böse Nachrede. Zuerst verschwanden die Planung wie die Finanzierung des Projektes hinter einer undurchdringlichen Wand namens „Bischöflicher Stuhl“, einer mit einigem Vermögen ausgestatteten Körperschaft öffentlichen Rechts. Um nur ja keine Mitwisser zu haben, entzog der Bischof dem Domkapitel die Aufsicht über das Geschäftsgebaren des „Stuhls“ und vertraute das Projekt einem Gremium an, dessen Zusammensetzung geheim gehalten wird und das nur dem Bischof und seinem Generalvikar Franz Kaspar Rechenschaft schuldet. Dann verwandelte sich die Baustelle auf dem Domberg in einen Wald aus Planen und wurde zum bestbewachten Objekt weit und breit.

Es dauerte nicht lange, und aus Erwartung wurde Enttäuschung, die Fremdheit schlug in ~~beiderseitiges~~ Misstrauen um, das durch Denunziantentum und Redeverbote immer neue Nahrung fand. In Münster hatten Bischof und Generalvikar den jungen Weihbischof noch bremsen können, wenn in seiner nur noch „Kronprinzenpalais“ genannten Wohnung das Bedürfnis nach Luxus und in der Liturgie nach seelenlosem Pomp wieder einmal überhandzunehmen drohte. In Limburg gab es niemanden mehr, der Tebartz-van Elst bremsen konnte.

In einem Vorort von Limburg bereitete sich eine Gemeinde auf den Abbruch ihrer Kirche vor, für die Ausstattung des Domes war jedoch das Beste gerade gut genug: hier ein neues Kreuz, da eine neue Madonna, dort neue Teppiche. Das alte Gestühl musste wuchtigen Eichenbänken weichen. Ausgedient hat auch die tönernen Weihnatskrippe aus dem zum Bistum Limburg gehörenden Kannenbäckerland. Sie wurde durch eine hölzerne nach Gusto des Bischofs ersetzt. Auch in der Liturgie hielt ein neuer Stil Einzug. Weiße Handschuhe für die kerzentragenden

Messdiener, ein Tablett aus dem Fundus des Diözesanmuseums so groß wie für einen Truthahn als Schale für die Händewaschung, ein Diakon, der während der Kommunionausteilung die Gläubigen fragt, ob sie denn auch katholisch seien – und mittendrin als Fahrer, Sekretär oder auch Zeremoniar der braungebrannte Mann mit dem Gel im Haar, der für den Bischof seinen Beruf und vieles mehr aufgab.

**T**ebartz-van Elst hat indes nicht nur die Katholiken rund um den Domberg so gründlich gegen sich aufgebracht, dass viele entweder in den umliegenden Gemeinden Zuflucht suchen oder ihrer Kirche gleich ganz den Rücken gekehrt haben. Auch wo er sich im Bistum samt Fahrer und Auto ankündigen und direkt vor den Eingang der Kirche oder der Sakristei vorfahren ließ, war er bald nicht mehr willkommen – und das nicht nur, weil er auf Pilgerreisen in das Heilige Land die Nähe seines Fahrers der seiner Priester vorzog und es sich in den vorderen Sitzreihen des Flugzeuges wohlergehen ließ, während die Pilgerschar hinten unter sich blieb.

„Bereitschaft zu Bewegung“, so lautete die Order, mit der der Bischof ein Jahr nach seinem Amtsantritt die Gemeinden aus ihrer vermeintlichen Trägheit reißen und auf den Zusammenschluss zu Pfarreien neuen Typs vorbereiten wollte. Doch die Gemeinden waren nicht träge. Nach der Kamphaus-Ära mit ihren vielen Kurswechseln in der Seelsorge, die an unerfüllbare Fünf-Jahres-Pläne erinnerten, waren sie der Aufbruchsrhetorik überdrüssig – zumal der neue Bischof den vielen Worten nur wenige Taten folgen ließ. Eine Glaubensschule etwa, die Tebartz-van Elst vor zwei Jahren mit viel Aplomb ins Leben rief, wurde jüngst im Priesterat des Bistums illusionslos als Totgeburt betrauert. Unverändert aktuell ist hingegen ein Brief, in dem mehrere angesehene Priester, an ihrer Spitze der Frankfurter Stadtdekan Johannes zu Eltz, im März 2012 ihr Entsetzen über den Lebens- und Leitungsstil ihres Bischofs äußerten. An der „Atmosphäre lähmender Furcht“, von der damals die Rede war, und den „intransparenten Entscheidungsprozessen“ hat sich nichts geändert.



Jetzt, im Juni, fallen in Limburg die letzten Hüllen rund um die Bischofsresidenz am Domberg. Am kommenden Wochenende soll sie unter dem Namen „Diözesanes Zentrum St. Nikolaus“ ihrer Bestimmung übergeben werden. Nicht weniger geworden ist indes die Geheimniskrämerei, die um den Bau gemacht wird, der nach seriösen Schätzungen eine Summe weit jenseits der Zehn-Millionen-Marke verschlungen hat. Doch je hermetischer sich der Ring des Misstrauens um den Bischof und seinen in finanziellen Angelegenheiten kongenialen Generalvikar legt, umso sichtbarer werden die Risse in der auf Hochglanz polierten Fassade des Lebens als Bischof von Limburg.

Tebartz sieht sich mit Ermittlungen der Staatsanwaltschaft Hamburg konfrontiert. Es geht um eine womöglich falsche eidesstattliche Erklärung zu einem Flug in die Slums von Indien, den er im Jahr 2012 an Bord einer Lufthansa-Maschine in der First Class absolviert hat. Auch der braungebrannte Mann mit dem Gel im Haar hat ein Problem mit der Justiz. Seit Monaten sitzt er nicht mehr am Steuer der Bischofslimousine. Die Polizei hat ihn während einer Dienstfahrt wegen Trunkenheit am Steuer aus dem Verkehr gezogen. „Mixa“ lautet in Limburg und auch in der Bischofskonferenz das Codewort, mit dem daran erinnert wird, wie dem vormaligen Bischof von Augsburg die Kontrolle über seine Lebensführung nach und nach entglitt, bis er am Ende sein Amt aufgeben musste.

Die Priester, die der Limburger Bischof am Ostersonntag widerwillig um die Kathedrale dirigierte, wollten das Udenkbare lange nicht denken. Mittlerweile haben sie sich mit dem Gedanken vertraut gemacht, dass der Autoritätsverfall des Mannes, der in der Bischofskonferenz immerhin den Vorsitz der Kommission für Ehe und Familie innehat, womöglich unumkehrbar ist. Sollte Tebartz-van Elst wegen einer falschen eidesstattlichen Erklärung einen Strafbefehl erhalten oder gar angeklagt werden, erscheint ein Amtsverzicht unausweichlich. Die Staatsanwaltschaft Hamburg will ihre Ermittlungen bald abschließen.

**Luxus** [lat. ›Ausschweifung‹, ›Liederlichkeit‹, ›Verschwendung‹, eigtl. ›üppige Fruchtbarkeit‹] *der. -*, in die meisten europ. Sprachen übernommener Begriff, der die über das jeweils als notwendig erachtete sinnvolle Maß hinausgehenden Verhaltensweisen und Aufwendungen (W. SOMBART) beim Gebrauch von Gütern bezeichnet. Was unter L. verstanden wird, hängt ab von kulturellen Standards, von Einkommenshöhe und Konsumgewohnheiten, nicht zuletzt auch von den sozialeth. Vorstellungen einer Gesellschaft oder Epoche. L. ist daher in mehrfacher Hinsicht ein relativer Begriff: relativ zur Knappheit bzw. Reichhaltigkeit des Güterangebots, zum jeweils beachteten Nutzen oder Zweck des Verhaltens, zum philosophisch bzw. moralisch bestimmten Wert von Gütern, Zielen und Handlungen, schließlich relativ gegenüber anderen Menschen bzw. der Gesellschaft, insofern der Gebrauch von L.-Gütern auch dazu dienen kann, soziale Abhängigkeiten und Freistellungen, soziale Abstände und Geltungsbereiche anzuzeigen.

Auch wenn versch. Disziplinen (Ethik, Theologie, Ökonomie, Soziologie) Definitionselemente, Funktionsbestimmungen und Bewertungen des L. unterschiedlich ansetzen, haben alle Vorstellungen von L. in der Alltagserfahrung die gemeinsame Basis, daß die Knappheit der vorhandenen oder produzierten Güter angesichts der Vielfalt und Vielzahl menschl. Bedürfnisse einen sparsamen Umgang erfordert, gleichzeitig jedoch den Besitzenden einen darüber hinausgehenden aufwendigeren, auch verschwenderischen Gebrauch ermöglicht.

Insoweit die Definition des L. aus den Erfahrungen der für den Großteil der Bev. unzureichenden Güterversorgung stammt, ist einleuchtend, daß L. vornehmlich religiös und moralisch verurteilt, in christl. Sicht z. B. als Sünde eingestuft wurde. Zugleich aber diente er im Altertum, in mittelalterl. ebenso wie auch in außereurop. Kulturen bis in die Gegenwart zur Repräsentation polit. Macht und entsprechender sozialer Abhängigkeiten, auch zur Ausgestaltung sozialer und religiöser Funktionszusammenhänge. In der vorindustriellen ökonom. Theorie galt das aristotel. Modell des autarken, sparsam wirtschaftenden Haushalts als Leitbild. Solange L. dem einzelnen zuzurechnen war, galt er vornehmlich als negatives, verschwender. Verhalten, trat er dagegen als Teil z. B. imperialer Machtentfaltung (röm. Antike) oder im Zusammenhang höf. Repräsentationskultur im Zeitalter des Barock in Erscheinung, so hatte er auch soziale und polit. Funktionen. Es blieb den Philosophen und Ökonomen des Übergangs zur bürgerl. Gesellschaft seit dem 18. Jh. vorbehalten, den sozialen und ökonom. Doppelcharakter des L. als privates Laster, das aber gesamtgesellschaftlich positive Folgen zeitigen kann (Nachfragesteigerung, dadurch auch Beschäftigungseffekte), zu formulieren. Während das frühe Bürgertum noch den L. der Aristokratie zum Anlaß heftiger Sozialkri-

tik nahm (eine Argumentationslinie, die bis ins 20. Jh. progressive Sozialkritik bestimmt), tritt im 19. Jh. v. a. die gesellschaftl. Seite des L. als ›Prestigekonsum‹ (T. B. VEBLEN) in den Blick. Angesichts rechtl. Gleichstellungen und zunehmender sozialer Mobilität wird L. zum Indikator sozialen Aufstiegs, zum Mittel sozialer Differenzierung und ›Selbstbehauptung‹ (M. WEBER). Das Streben nach L. wird zu einem gesamtgesellschaftl. Leitbild, verliert zunehmend sein Stigma sozialer Unverträglichkeit und vermag insbesondere in Kunst, Literatur und Alltag der Belle Époque eine beträchtl. Faszination zu entfalten (Ästhetizismus). Was im 18. und 19. Jh. noch als L. galt, steht in den Industriegesellschaften inzwischen größeren Bevölkerungsgruppen zur Verfügung (bei gleichzeitiger Verelendung zunehmend größerer Bevölkerungsgruppen in Entwicklungsländern). In den hochentwickelten Industrie- und Dienstleistungsgesellschaften mit den vielfältigen Konsummöglichkeiten (Massenkonsum) werden dem L. z. T. auch die Eigenschaften eines ›Markenartikels‹ zugeschrieben (z. B. bei den sogenannten Yuppies). Das Streben nach L. ist zu einer Orientierung im Alltag geworden, ohne daß die sozialen Ungleichheiten verschwunden sind.

---

#### Weisheitslehre der lebendigen Ethik

499. Geistigkeit ist sowohl eine erworbene als auch eine natürliche Eigenschaft. Auf den mittleren Stufen kann sie anerzogen werden, aber mit dieser Verwandlung muß man von Geburt an beginnen. Es muß eine saubere Atmosphäre geboten sein, die Vorstellung darf nicht durch verächtliche Ansichten getrübt werden; man lerne, sich am wahrhaft Höchsten und Schönen zu erfreuen und meide Luxus und jedweden Schmutz. Der geistige Mensch wird weder ein Heuchler noch ein Lügner, noch ein Feigling sein. Er wird erkennen, daß Arbeit ein unerläßliches Mittel zur Vervollkommnung ist, und sein Herzensgebet wird feurig schön sein.

490. Es kann nicht bezweifelt werden, daß bei Gedankentätigkeit der Aufwand an innerer Energie weit größer ist als bei physischer Arbeit. Diese Tatsache möge in den Grundlagen der Kultur verankert werden. Ebenso ist es an der Zeit, zu erkennen, daß Vitamine und viele andere Substanzen nur dann wirksam werden, wenn sie mit der feurigen Energie des Menschen in Berührung kommen. Auch diese verspätete Entdeckung möge zum Zeugnis für die feurige Energie des Menschen werden. Das Streben entlang dem Pfad der Entdeckung der Eigenschaften der menschlichen psychischen Energie wird den Lebensaufbau bieten. Man sollte aufmerksam beobachten, in welchem Grad der Mensch selbst sogar die stärksten Substanzen umwandelt. Vergleichen wir die Wirkungen von Medizinen, die in gläubigem Vertrauen eingenommen werden, mit solchen, wo dies mit Abscheu erfolgt. Wir haben es oft erlebt, daß eine unter

suggestivem Einfluß eingenommene Medizin eine gegenteilige Wirkung auslöste; daß Wasser die mächtigsten Eigenschaften medizinischer Bestandteile annahm. Doch kein äußerer Wille bewirkte diese Verwandlungen. Der Wille lenkte die feurige Energie bloß, und im Schmelztiegel des Feuers erfolgte die Umwandlung. Wir müssen begreifen, daß wir durch das Verstehen der feurigen Energie selbst unsere Macht bejahen. Es kann nicht deutlicher gesagt werden, als daß der Mensch als Ebenbild des Höchsten geschaffen wurde, womit auf das Vorhandensein der höheren Energien hingewiesen wird. Aber es wurde nicht gesagt, daß der Mensch diese Energien nur durch künstliche Übungen nutzen kann. In der menschlichen Natur sind Energien eingelagert, die unter den natürlichen Daseinsbedingungen wirken müssen. Das führt uns wieder zum Lebensaufbau. Da Magie der künstlichen Mittel bedarf, ist sie für die Lebenserneuerung ungeeignet. Die natürliche Entwicklung des Geistes und die Erkenntnis der Feurigen Welt werden die einfachste Lösung für die Bestrebung der Menschheit sein. So heißt es auch mit Recht, daß Luxus der Gegensatz von Schönheit ist. Luxus ist eine Art Magie, aber wo es Schönheit gibt, bedarf es keiner Magie.

288. Wieder weisen laufende Ereignisse auf die Bedeutung des Gedankens hin. Ihr habt gesehen, daß Luxus schon verworfen wurde. Ihr habt gesehen, daß Magie verurteilt wurde und das Denken auf Hiero-Inspiration gelenkt wird. Diese zwei Richtungen sind für die Finsternen sehr verderblich. Ohne Luxus und ohne Zauberei sind sie wesentlich geschwächt. Aber ihnen blieb noch eine dritte Möglichkeit, die Verwirrung der schwachen Geister. Es ist äußerst beklagenswert, daß schwache Geister keine vernünftigen Grundsätze in sich aufnehmen. Ihre Unbeständigkeit verzehrt viel Energie; deshalb lenken Wir Unsere Aufmerksamkeit auf das Wichtigste, um die Energie auf das Unumgängliche zu konzentrieren. Ihr kennt Unser Banner. Mögen es jene tragen, die fähig sind. Deshalb laßt uns vor allem anderen Duldsamkeit üben und die Finsternis zum Dienen veranlassen.

335. Es wurde gesagt, die Menschheit muß den Luxus meiden. Nicht ohne Grund haben sich die Menschen von selbst von diesem Begriff getrennt. Luxus ist weder Schönheit noch Geistigkeit, noch Vervollkommnung, noch Aufbau, noch Wohlwollen, noch Mitgefühl. Er kann durch keinen guten Begriff ersetzt werden. Luxus bedeutet Zerstörung der Erfindungskraft und der Möglichkeiten. Luxus ist Auflösung, denn jeder Aufbau ohne Rhythmus bedeutet bloß Zerstörung. Man kann deutlich genug sehen, wie der weltliche Luxus bereits erschüttert wurde, doch wie bei einem Heilverfahren muß eine harmonische Zusammenarbeit gefunden werden, um die Welt von dem Laster des Luxus zu befreien. Egoismus wird den Einwand erheben, daß Luxus ein verdienter Überfluß sei. Man wird auch sagen, Luxus wäre majestätisch. Das ist eine Verleumdung. Luxus

war immer ein Zeichen des Verfalls und der Verdunkelung des Geistes. Die Ketten des Luxus sind auch für die Feinstoffliche Welt besonders schrecklich. Dort sind Fortschritt und stete Vervollkommnung des Gedankens erforderlich. Die Last des Luxus führt nicht zu den nächsten Toren.

39. Nicht ein, nicht zwei, sondern viele Herzen sind auf euch gerichtet, und das Netz der dargebotenen Möglichkeiten wird von geschickten Händen gewoben, zerreißt es nicht.

Achtet auf die Ereignisse jedes Tages.

Luxus müßt ihr aufgeben.

Ihr werdet eine besondere Erscheinung annehmen und sie in Übereinstimmung mit der Natur Meines Landes finden.

Bis in den letzten Winkel des Gehirns müßt ihr von den von Mir gebotenen Möglichkeiten durchdrungen sein. Es ziemt niemandem, mißmutig zu werden.

622. Urusvati weiß, daß hohe, verfeinerte Einfachheit ein guter Weg zum Überirdischen ist. Einfachheit bedeutet Erkenntnis und erfolgreiches Voranschreiten. Luxus bedeutet Fäulnis und Zersetzung. Die Geschichte gibt dafür Beispiele in verschiedenen Epochen. Unermüdlich Schaffende sind einfach in ihrem Alltagsleben, doch haben sie nichtsdestoweniger Einfluß auf die gesamte Umgebung.

Jeder Tatmensch gibt ungewollt die Ausstrahlung seiner Bestrebungen ab, doch muß man es lernen, ein weises Maß seiner Bedürfnisse zu finden. Fanatismus jeglicher Art ist nicht die richtige Lösung. Man darf niemanden mit Gewalt von der Notwendigkeit der Einfachheit im Leben zu überzeugen suchen. Sie muß mit dem Gefühl der Harmonie einhergehen.

Man muß es tiefgreifend verstehen, daß es nicht nützlich ist, mit seiner Einfachheit zu prahlen. Sie muß sich ganz natürlich ergeben. Wir erinnern oft an die Natürlichkeit der Errungenschaften. Sie verleiht Ruhe, abseits jeglichen Neides und der Nachahmung unsinniger Gewohnheiten. Mögen gewisse Völker auch annehmen, Luxus sei ihre Bestimmung – oder besser gesagt – ihr Schandmal. Ein Leben voller Fäulnis kann nicht lange währen. Nicht nur einmal war es nur einer einzigen Generation vergönnt, solche vergiftete Luft einzusatmen. So wurden nicht Luxus, sondern letzten Endes die Leichenwagen bestätigt!

Der Denker sprach: „Wenn das Gewand zerrissen und verschmutzt ist, kann man das Einfachheit nennen? Wenn die Worte grob und beleidigend sind, kann man das Einfachheit nennen? Wenn das Denken Böses und Hinterlist birgt, kann man das Einfachheit nennen?“

76. Wahrhaftig, Luxus muß der neuen Aufbauordnung weichen, um so mehr als Luxus weder mit Schönheit noch mit Wissen verwandt ist. Doch gewunden sind die Grenzlinien des Luxus. Man kann sie nicht durch Gesetz festlegen. Jedwede Platttheit, als Begleiterscheinung des Luxus, muß völlig ausgemerzt werden.

262. Viel wird über Hindernisse gesprochen, doch man nutzt sie sehr wenig. Das Verstehen der Bedeutung von Hindernissen wird der Arbeit Freude verleihen. Doch sobald ein Hindernis auftritt, beginnen die Menschen, an ihre Gefühle zu denken, den für sie geschaffenen Nutzen vergessend. Die Menschen ziehen es vor, alles in gewohnter Weise mit herkömmlichen Mitteln zu tun. Doch wir bevorzugen unverhoffte Taten und ungewöhnliche Ergebnisse. Die Menschen sind glücklich, wenn ihnen das gleiche widerfährt wie den gewöhnlichen Menschen, doch wir wünschen ihnen den größeren Erfolg. Lehret, den wirklichen Schaden mit der Nützlichkeit des Geschehens abzuwägen. Es ist schwierig, den Menschen Ströme ungewöhnlichen Erfolgs zu vermitteln, wenn sie die ungewöhnlichen Wege meiden. Wir alle kennen mit Luxus umgebene Menschen. Wenn sie nur wüßten, wessen dieser Luxus sie beraubte! Die Menschen wollen alle herkömmlichen Gewohnheiten weiterpflegen und vergessen, daß die Gewohnheiten des Körpers auch in Gewohnheiten des Geistes verankert werden. Der Geist wird schwach und beginnt, kühne Taten zu fürchten. So werden die Menschen gewöhnlich, mit den gleichen stereotypen Freuden und Sorgen.

---

FRANKFURTER ALLGEMEINE ZEITUNG JUNI 2013

## Seid Sand im Getriebe!

Eine völlig neue ökonomische und soziale Logik bildet sich heraus:

Ihr Wesen ist Überwachung.

Der Mensch wird als reiner Datenlieferant genutzt und zu vorausseilendem Konformitätsdenken gezwungen. Es ist an der Zeit, der Arroganz des Silicon Valley etwas entgegenzusetzen.

---

*Von Shoshana Zuboff*

**Z**ehn Jahre, von 1978 bis 1988, habe ich mich mit der Computerisierung der Arbeitswelt beschäftigt, woraus mein erstes Buch, „In the Age of the Smart Machine“, entstanden ist. Schon damals wurde mir klar, dass die Informationstechnologie das nächste Vehikel für den Machttraum sein wird. Ich hatte von den Erlebnissen des englischen Ingenieurs und Schiffbauers Samuel Bentham in Russland gelesen und von seinem Panoptikum. Bentham, vom Fürsten Potemkin als Verwalter der südrussischen, einst zum Großherzogtum Litauen gehörenden Provinzen eingesetzt, überlegte sich, wie sich die Produktivität von Fabriken erhöhen ließe, in denen Leibeigene aus den eroberten Territorien arbeiten mussten und Dutzende von Sprachen gesprochen wurden. Seine Lösung war ein polygonaler Bau mit einem zentralen Beobachtungsturm, von dem aus ein paar Kontrolleure viele Arbeiter beaufsichtigen konnten, ohne selbst gesehen zu werden.

Für seinen Bruder, den Philosophen und Sozialreformer Jeremy Bentham, war das eine hervorragende Methode, auch in Gefängnissen, Irrenanstalten, Hospitälern, Schulen und Armenhäusern für Ordnung und Disziplin zu sorgen. Das angestrebte Verhalten glaubte er durch permanente Beobachtung der Insassen erreichen zu können. Da sie nie wussten, ob sie gerade beobachtet würden, verhielten sie sich so, als stünden sie unter permanenter Aufsicht. Sie verinnerlichten ihren Status als beobachtete Objekte.

In den Fabriken und Büros, in denen ich Mitte der achtziger Jahre meine Studien betrieb, wurde überall mit Computersystemen gearbeitet, die dazu dienten, die Effizienz zu steigern, die Arbeitsprozesse zu steuern, die Kommunikation und innerbetriebliche Organisation zu verbessern. Die Aufseher, Manager und Chefs, die sich der neuen Kontroll- und Disziplinierungstechniken bedienten, fielen alle dem alten Traum anheim. Ich sah, genau wie Foucault, die phantasievolle Macht des Panoptikums am Werk, eine stumme Macht, die jedermanns Denken beeinflusste und das Verhalten quasi vorbewusst bestimmte. Ein Arbeiter sagte mir:

„Wir wissen, dass wir durch irgendetwas genau beobachtet werden, deshalb klotzen wir noch mehr ran“, während die Manager von Wandbildschirmen schwärmten, auf denen noch der kleinste Arbeitsschritt detailliert dargestellt wurde. „Per Tastendruck kann ich mir alle Daten besorgen, die ich benötige.“

Ich war, Jahrhunderte nach den dunklen Visionen Benthams, auf eine neue Inkarnation des Traums gestoßen, die ich das „Informationspanoptikum“ nannte, das vorseilendes Konformitätsdenken produziert, und zwar so subtil, dass es schließlich aus unserem Bewusstsein verschwindet. Für Überwachung stützte man sich nicht mehr auf besonders konstruierte Gebäude oder graue Aktenordner, sondern auf Informationssysteme, die automatisierte, kontinuierliche, reibungslose, perfekte, beliebig abrufbare Daten lieferten.

In dieser Zeit formulierte ich die drei Zuboffschen Gesetze: Was automatisiert werden kann, wird automatisiert. Was in digitalisierte Information verwandelt werden kann, wird in digitalisierte Information verwandelt. Jede Technologie, die für Überwachung und Kontrolle genutzt werden kann, wird, sofern dem keine Einschränkungen und Verbote entgegenstehen, für Überwachung und Kontrolle genutzt, unabhängig von ihrer ursprünglichen Zweckbestimmung. In den folgenden Jahrzehnten haben

---

Ich sah eine stumme  
Macht, die jedermanns  
Denken beeinflusste.

## Shoshana Zuboff

Die amerikanische Ökonomin Shoshana Zuboff, eine der ersten Frauen mit einem Lehrstuhl an der Harvard Business School, beschäftigt sich seit dreißig Jahren mit den sozialen, psychischen und ökonomischen Folgen der Digitalisierung der Arbeitswelt. Sie sagte voraus, dass die Überwachung von Menschen zukünftig nicht nur in militärischen Sphären, sondern auch von digitalisierten Firmen betrieben und damit in die Ökonomie vor-





dringen würde. 1988 veröffentlichte sie „In the Age of the Smart Machine: The Future of Work and Power“, das als Standardwerk zur Informationstechnologie gilt. F.A.Z.

---

Beschäftigte in Amerika und anderswo feststellen müssen, dass die Überwachung ihres Arbeitsplatzes alltäglich geworden ist. Eine Zeitlang schien es, als stellte das Internet eine andere Welt in Aussicht. Es war persönlich, viele Internetaktivitäten fanden außerhalb der hierarchisierten Arbeitswelt statt. Mit dem Internet kamen die allerneuesten Werkzeuge und Ressourcen der Individualisierung: E-Mail-Adresse, Smartphone, Desktop, Laptop, iPad, Bookmarks. Jenseits des Arbeitsplatzes konnten wir uns frei äußern, nach Belieben suchen, lernen, kommunizieren. Unser Hunger, unsere Fragen und Bedürfnisse brachten alle möglichen neuen Angebote in unser Leben: Suchmaschinen, Facebook-Seiten, YouTube-Videos, iTunes, soziale Netzwerke mit Kontakten zu Freunden, Unbekannten, Kollegen – die alten Schranken existierten nicht mehr, es war eine Freude, Informationen zu suchen und zusammenzutragen und mit anderen zu teilen, zu jedem erdenklichen Zweck oder einfach nur so.

Eine völlig neue ökonomische und soziale Logik schien sich herauszubilden, die ich als „dezentralisierten Kapitalismus“ bezeichne. Er erkennt den Nutzer als sein wahres ökonomisches Kapital. Er ist auf unserer Seite. Er bietet uns, unter Umgehung der alten Strukturen, die verschiedensten Produkte (Musik, Studiengänge, Bücher, Dozenten, Gesundheitsinformationen, soziale Kontakte, Gitarrenunterricht, chinesische U-Bahnpläne) zu bezahlbaren Preisen direkt an und gibt uns die Möglichkeit, diese Produkte nach eigenem Geschmack zusammenzustellen. Das ist das Versprechen von iPhone, Google, Facebook und Tausenden anderer Unternehmen, Websites und Apps. Kurz nachdem der „Guardian“ dank Edward Snowden die NSA-Dokumente veröffentlicht hatte, schrieb David Kirkpatrick, Technologie-Guru und Autor von „Der Facebook-Effekt“, einen Beitrag auf LinkedIn unter dem Titel „Did Obama Just Destroy the U.S. Internet Industry?“. Er

hob hervor, dass der Erfolg der großen amerikanischen Internetfirmen – Google, Yahoo, Facebook, Microsoft, Skype, Apple und YouTube – auf dem außerordentlichen Wert für die Nutzer beruhe, denen eine „nie dagewesene Landschaft für Offenheit, Meinungsäußerung und Dialog“ geboten werde. Und nun, so Kirkpatrick, werde dieser historische Erfolg durch die erzwungene Mitwirkung an „Prism“, dem Überwachungsprogramm der NSA, gefährdet.

Kirkpatrick irrt. Aus Silicon Valley weht schon lange ein anderer Wind, noch bevor wir von „Prism“ oder „Boundless Informant“ erfuhren; auch unsere Haltung hat sich verändert. Während die Herren von Silicon Valley unter Verweis auf ihre Zwangslage die Öffentlichkeit um Verständnis baten und wir fassungslos über die ganze Tragweite der Enthüllungen des „Guardian“ nachdachten, konnte man leicht einige Dinge übersehen. Unser Vertrauen in diese Unternehmen war ohnehin schon ein wenig ramponiert, wenn nicht ruiniert. Dieser Vertrauensverlust ist real, die Herren von Silicon Valley haben sich das selbst zuzuschreiben, dazu brauchte es die NSA nicht.

Sie hatten ihr wichtigstes Kapital entwertet – die Nutzer, die sich sicher wähnten, und die Vorstellung, dass die Unternehmer im Grunde auf unserer Seite sind.

Wir hatten angenommen, dass uns, weil uns die Geräte gehörten, auch die Inhalte gehörten, die wir mit ihnen generierten. Doch als Google, Facebook und all die anderen noch mehr Geld verdienen wollten, verkauften sie einfach unsere Daten an Werbefirmen und Einzelhändler, die uns nun gezielt ansprechen konnten, um noch mehr Windeln oder Rasenmäher oder Diätpillen zu verkaufen. Uns gehörten die Geräte, aber ihnen gehörten die Server. Sie hatten die Macht.

Im Rahmen der Arbeiten zu Google Street View wurden heimlich persönliche Daten von unseren Computern gefischt. 2012 verkündeten Facebook-Manager in New York, dass auch Marken Menschen seien, und ihre aufgemotzten Facebook-Seiten präsentierten sie als „unsere neuen Freunde“. Und, noch schlimmer, Firmen bekamen die Möglichkeit, anhand von Nutzerprofilen oder Surfgewohnheiten gezielt individualisierte Werbung zu machen. Laut

„Wall Street Journal“ konnten sie die Spuren der Nutzer auch außerhalb des Facebook-Netzwerks verfolgen.

Die neuen Internetfirmen wurden reich, weil sie die Nutzer in den Mittelpunkt stellten. Doch statt diesen neuen Kapitalismus mit Phantasie umzubauen, kapitulierten sie vor den finanziellen Lockungen des alten Modells. Wir Nutzer wurden zu profitablen Datenlieferanten degradiert. Wir arbeiten für diese Unternehmen, wie wir schon für Fluggesellschaften arbeiten: Wir suchen Abflugzeiten heraus, nehmen Buchungen vor, checken uns ein, drucken unsere Boardingkarten aus – alles unbezahlte Arbeit. Wir sind die natürliche Energiequelle, die vielen Internetunternehmen glänzende Profite beschert, so wie ein Flusslauf, der ein Mühlrad antreibt.

Unser Hunger nach Informationen, Kontakten und Bequemlichkeit ist so groß, dass wir beschlossen haben, mit der neuen digitalen Gegenleistung zu leben, zumindest so lange, bis sich eine bessere Option abzeichnet. Aber die wenigsten sind wirklich zufrieden. In einer Harris-Umfrage von 2012 bezeichneten nur acht Prozent der Amerikaner die sozialen Medien als ehrlich und vertrauenswürdig und ordneten die Branche damit den anderen altbekannten Parias zu, die ebenfalls auf weniger als zehn Prozent kommen – Tabak, Öl, Managed Care und Telekommunikation. Noch weniger Vertrauen genießen Internet und soziale Medien in Europa. Die Deutschen sind besonders skeptisch, sie haben die striktesten Datenschutzbestimmungen in der EU. Während Facebook in vielen Ländern, wie etwa Indonesien und Brasilien, expandiert, ist anderswo der Höhepunkt bereits überschritten. Einer jüngeren Pew-Studie zufolge sind die meisten amerikanischen Teenager nicht mehr bei Facebook, sondern bei anderen Medien, die mehr Privatheit ermöglichen. Die Herren von Silicon Valley sind dem alten Traum erlegen und haben ihr Erstgeburtsrecht verscherbelt. Wie verkommen sie sind, hat sich in der NSA-Affäre nun besonders deutlich gezeigt.

Die jüngsten Enthüllungen liefern immer mehr Einblicke in das unsichtbare, allgegenwärtige, unergründliche Informationspanoptikum. Wir stillen seinen gigantischen Hunger mit unseren Bits und werden, ahnungslos, dabei überwacht. Selbst



*Schon vor den jetzt bekannt gewordenen Datenschnüffeleien hielten nur acht Prozent der Amerikaner die sozialen Medien für vertrauenswürdig.*

wenn wir einräumen, dass es nachvollziehbare Gründe für das Datenabschöpfen gibt, so lassen die jüngsten Berichte des „Guardian“ doch den Schluss zu, dass die NSA ohne demokratische Kontrolle agiert. Das können wir nicht akzeptieren.

Wir wissen, dass die IT-Oligarchen – Google, Facebook, Yahoo, Apple, Microsoft – sich den Datenanfragen der NSA beugten. Haben sie bereitwillig mitgemacht? Yahoos Einwand, dass pauschale Anfragen verfassungswidrig seien, wurde von einem Geheimgericht zurückgewiesen. Das hat andere Unternehmen vielleicht davon abgehalten, ähnlich aufzutreten. Was

---

Es dürfte mit einer noch intensiveren Zusammenarbeit zwischen Silicon Valley und der NSA zu rechnen sein.

---

genau passiert ist, steht noch immer nicht restlos fest; täglich kommen neue Dinge heraus. Wir erfahren, dass Facebook, laut „New York Times“, eigene Teams abstellte, die für eine reibungslose Zusammenarbeit

mit der NSA sorgen sollten, und dass der Sicherheitsdirektor des Unternehmens zur NSA überwechselte. „In Zukunft dürfte mit einer noch intensiveren Zusammenarbeit zwischen Silicon Valley und der NSA zu rechnen sein, weil die Datenspeicherung nach Angaben der International Data Corporation bis 2016 um durchschnittlich 53 Prozent pro Jahr zunehmen dürfte“, so die „New York Times“.

Fest steht offenbar, dass keines der Unternehmen sich Anfragen der NSA widersetzt hat. Und sie haben auch nicht beschlossen, gemeinsam zu kämpfen oder die Milliarden Nutzer über Praktiken zu informieren, die einige für illegal halten. Diesen Unternehmen gehört das Internet! Was hätten sie mit ihrer vereinten Macht ausrichten können! Stattdessen behandelten sie die ganze Sache als ein Problem, für das sie nicht zuständig sind. Was dachten sie sich dabei? Wenn sie unser Vertrauen zurückgewinnen wollen, müssen sie wegkommen von dieser Mentalität. Sie müssen für unsere Interessen eintreten. Zeichnet sich irgendwo am Horizont ab, dass ihnen das klar ist?

Am 16. Mai, knapp einen Monat vor den NSA-Enthüllungen, fand im SRI in Menlo Park, Kalifornien, eine Konferenz zu einem der heißesten Themen in der digitalen Welt statt, „The Internet of Everything“. Eine atemberaubende Vorstellung: Alles, wirklich alles wird verknüpft. Die unbezahlte Datenlieferung erstreckt sich auf unsere Körper und die Gegenstände in unserer Umgebung – Lampen, Thermostate, Autos, Kaffeetassen, Sonnenbrillen, Türen, Haushaltsgeräte, aber auch Blutdruck und Blutstatus, Körpertemperatur, Organfunktionen, Puls, Hautreaktion. Wenn es nach den neuen Herren des Rings geht, wird alles – von unserem Telefon über den Toaster bis zu unseren Tränen – in der nächsten großen Datenflut neu geboren werden. Gewiss, für jeden Schritt gibt es einen guten Grund. Aber wie lange wird es dauern, bis der alte Traum in diesem vollkommenen Datenparadies wieder auflebt; wie lange, bis unsere Tränen ein neues Regime von Kontrolle und Konformität begründen? Wie lange, bis die Nanodrohnen so programmiert sind, dass sie unseren biometrischen Abdruck erkennen können?

„Die Welt wird aufwachen“, sagte Alex Hawkinson, ein Konferenzteilnehmer in Menlo Park. Ein Topmanager von Face-

book warf einen Blick in die Zukunft: „Es gibt 200 Sensoren im Haus. Dann hat man diesen ganzen Datenstrom. Wenn man diese Daten weitergibt, steht man vor der schwierigen Frage, ob man sie so weitergibt, dass man irgendwann sagen kann, ich möchte sie wieder zurückhaben. Aber sobald man die Daten aus der Hand gegeben hat, ist das ziemlich kompliziert.“

Der eigentliche Star der Veranstaltung war Gordon Bell, der legendäre Computeringenieur, Pionier der „Quantified Self“-Bewegung und Wissenschaftler bei Microsoft Research. Er äußerte sich pessimistisch über das Tempo des Fortschritts, beklagte, dass diese wichtige neue Entwicklungsphase auf Reibung stoße. „Ihr sagt, wir wollen keine Reibung. Woher kommt die Reibung? Es sind die Leute. Die Leute wollen in Ruhe gelassen werden. Genau das wird uns einschränken. Das bereitet mir Sorge.“

Aber keine Angst. Die Arroganz der Herren von Silicon Valley ist nicht der Vorbote einer Endzeit, sondern ein Weckruf. Wir müssen uns an die Arbeit machen. Mit unseren Fragen und Bedürfnissen haben wir das Internet in unser Leben geholt. Aber es gibt noch viel zu tun: Eine neue Welt muss her. Die Digitalisierung kann zu einer Humanisierung des Lebens beitragen. Wir sollten nicht für unsere Aufseher arbeiten, sondern Möglichkeiten entwickeln, wie sie in unserem Interesse agieren können, so dass alle davon profitieren.

Der Schlüssel heißt Reibung. Für die Unternehmen, die die nächste Metadateneskala­tion vorantreiben wollen, mag Reibung ein Ärgernis sein, aber sie steht für die Zukunft demokratischer Bestrebungen und unternehmerischer Erneuerung. Sie steht für eine neue Ära demokratischer Gesetze und Bestimmungen, die unsere Freiheiten in zeitgemäßer Form zum Ausdruck bringen: Transparenz, Mitsprache, Wahlfreiheit, Achtung der Menschenwürde. Reibung muss so wachsam und unerschütterlich sein wie die alte Macht. Sie ist unsere Forderung nach einem neuen unternehmerischen Modell, das unser Wohlergehen, unsere Freiheit, unsere Privatsphäre ernst nimmt und unser Recht achtet, so zu leben und mit unseren Daten so umzugehen, wie wir es für richtig halten. Sie ist die Forderung an Unternehmen, Verantwortung zu übernehmen und Transparenz zu gewährleisten. Und Reibung schließlich – das sind

Sie und ich. Es ist unsere Bereitschaft, Stellung zu beziehen, zu sagen, was richtig und was falsch ist, selbst wenn daraus Konflikte mit den Mächtigen und der Mehrheit erwachsen. Dass acht Prozent der Amerikaner den sozialen Medien vertrauen, ist ein sehr gutes Zeichen. Es bedeutet, dass für zweiundneunzig Prozent, trotz jahrelanger Beeinflussung durch das Informationspanoptikum, regelmäßige Verletzungen der Privatsphäre außerhalb des Arbeitsplatzes nicht die Normalität sind. Es bedeutet, dass die neuen Herren keine Macht haben, wenn wir alle aufstehen und nein sagen.

Aus dem Englischen von **Matthias Fienbork.**

FRANKFURTER ALLGEMEINE ZEITUNG JUNI 2013

## Die Außenwelt der Innenwelt

Plädoyer für einen europäischen Untersuchungsausschuss: Wenn die Menschen erfahren, seit wann und in welchem Maße sie ausspioniert werden, würden ihnen die Augen aufgehen. Die Politik muss etwas tun. *Von Georg Mascolo*

**A**m 5. September 2001 legte ein Sonderausschuss des Europäischen Parlaments seinen Untersuchungsbericht vor. Ein Jahr lang waren die Abgeordneten Hinweisen nachgegangen, dass ein weltumspannendes Abhörnetz existierte. Der Abschlussbericht ließ dann keinen Zweifel daran: „Echelon“, so der Name dieses Abhörnetzes, funktioniert wie ein gigantischer Staubsauger, der Telefonate, Mails und Kommunikation aller Art abfange. Dieses Programm spioniere die Welt aus, betrieben von einer Allianz aus Amerika, Großbritannien, Kanada, Australien und Neuseeland. Und dieses Bündnis existiere seit dem Zweiten Weltkrieg. „Wir können es beweisen, mit einer Indizienkette, die so stark ist, dass sie vor einem Schwurgericht standhalten könnte“, sagte der Vizepräsident des Europäischen Parlaments, der Deutsche Gerhard Schmid.

Sechs Tage später erschütterte ein terroristischer Massenmord die Welt. Flugzeuge wurden als Waffen eingesetzt, in den Cockpits saßen bis dahin unauffällige Studenten

aus Hamburg-Harburg. Die Sorge war groß: Was drohte da noch? Die Geheimdienste wurden gebraucht. So gerieten die auf 192 Seiten festgehaltenen Erkenntnisse über „Echelon“ in Vergessenheit.

Zwölf Jahre später ist es Zeit für eine neue Untersuchungskommission. Sie muss dem Verdacht nachgehen, dass „Echelon“ nur der Beginn war, harmlos im Vergleich zu dem, was heutige Programme mit den Decknamen „Prism“, „Tempora“, „Trailblazer“ oder „Stellarwind“ leisten. Aufzuklären ist nämlich einer der großen Skandale unserer Zeit, der große Lauschangriff der Geheimdienste,

---

Die Dominanz der  
amerikanischen Internet-  
Industrie macht das Land  
zum Postamt der Welt  
und den Zugriff auf die  
Daten besonders einfach.

---

vor denen die Kommunikation kaum eines Menschen auf der Welt sicher ist. Sie ist vogelfrei.

Die Voraussetzungen zur Aufklärung sind sehr gut, viel besser als zu den Zeiten des „Echelon“-Netzwerks. Der damalige Ausschuss konnte weder auf die Hilfe der Geheimdienste noch auf die der Mitgliedstaaten der EU hoffen. Heute steht dagegen ein Kronzeuge zur Verfügung, ein Insider: Edward Snowden, ein dreißigjähriger Zivilangestellter der amerikanischen „National Security Agency“ (NSA). Snowden hat eine gewaltige Menge geheimer Dokumente kopiert und stellt sie Stück für Stück der Öffentlichkeit zur Verfügung. Der Preis für diesen Geheimnisbruch ist vermutlich ein Leben auf der Flucht, im Exil oder im Gefängnis. Über sein Motiv sagt Snowden: „Ich will nicht in einer Welt leben, wo alles, was ich tue, alles, was ich sage, aufgezeichnet wird.“

Stellen wir uns einmal vor: Das Europäische Parlament beruft einen neuen Untersuchungsausschuss ein. Seine Aufgabe wäre es herauszufinden, ob Snowdens Ein-



schätzung zutrifft, was die Geheimdienste wirklich tun, und vor allem: Ist der gigantische Datenklau gerechtfertigt, dient er der Sicherheit der Bürger vor terroristischen Anschlägen, oder ist das nur eine Schutzbehauptung?

Die Fakten ließen sich recht schnell zusammentragen. Sie sind anders, als die Aussagen von Barack Obama und Angela Merkel vermuten lassen. Die erste Feststellung des Untersuchungsausschusses würde dann lauten, dass sich die amerikanische NSA zum mächtigsten, teuersten und zu einem der gefährlichsten Geheimdienste aller Zeiten entwickelt hat. Ferner: dass sein auf keiner Straßenkarte verzeichnetes Hauptquartier in Fort Meade bei Washington 17 000 Parkplätze besitzt und das Operationscenter gut viermal so groß ist wie das Capitol; dass er gemeinsam mit seinem engsten Verbündeten, den britischen Funkaufklärern GCHQ, Abhörprogramme betreibt, die das Ausmaß von „Echelon“ um ein Vielfaches übertreffen – beide verhalten sich so zueinander wie das Internet des Jahres 2001 zum Internet des Jahres 2013. Beide Dienste haben jedes Maß verloren.

Die NSA lässt die größten Computer der Welt entwickeln, in Oak Ridge, Tennessee, wo Amerika die Atombombe baute. Die Speicher für erfasste Google-Suchen, Facebook-Einträge und E-Mails sind so groß wie Flugzeughangars, gerechnet wird in Yottabytes, eine 1 mit 24 Nullen, 1000000000000000000000000.

Die NSA arbeitet daran, dass möglichst viel der weltweiten Kommunikation über amerikanische Server und über amerikanisches Territorium verläuft. Die Dominanz der amerikanischen Internet-Industrie macht das Land zum Postamt der Welt und den Zugriff auf die Daten besonders einfach. Die Standardmethode beider Geheimdienste ist einfach: Ihre Techniker zapfen die riesigen Kabel an, die Autobahnen der Weltkommunikation. Rein technisch wäre eine Reihe von Varianten zu unterscheiden: die Daten direkt an den Verteilerknoten abzugreifen oder das sogenannte Spleißen des Kabels. Spezialeinheiten von Technikern schneiden in die Lichtwellenleiter hinein, um dort einen Abzweig zu den Speichern der Dienste zu montieren. Dabei achten sie darauf, dass nur sehr wenig Licht

verlorengeht, weil damit auch die Daten unwiederbringlich verloren wären. Ihre Arbeit erfordert so viel Geschick, dass sich die NSA-Techniker mit Chirurgen vergleichen. Bei den dicken Unterseekabeln, die die Kontinente miteinander verbinden, wird es besonders schwierig. Hier muss ein U-Boot ran, die USS „Jimmy Carter“, die für 887 Millionen Dollar umgerüstet wurde. Sie nimmt den Strang an Bord, in einer speziell konstruierten Box wird die Umleitung gelegt.

Wie genau der weltweite Zugriff auf die Kabel gelingt, hat sich bisher nicht vollständig klären lassen. Bewiesen ist, dass manche der großen Netzbetreiber behilflich sind, ebenso befreundete Geheimdienste, unter ihnen der Bundesnachrichtendienst. Wenn keiner kooperiert, rückt eine Spezialeinheit der NSA aus, der „Special Collection Service“. James Bamford, ein amerikanischer Journalist und der beste Kenner der NSA, beschreibt ihre Arbeit so: Sie installiert Wanzen oder kleine Antennen an den Kabeln. Oder sie besticht Manager und IT-Spezialisten, die beim Zugang zu Servern und Kabeln helfen können. Gäbe es also diesen Untersuchungsausschuss, würde er auch die Vorstandsvorsitzenden von Google, Facebook, Microsoft und allen anderen Unternehmen vorladen, die nach den von Snowden veröffentlichten Dokumenten der NSA helfen. Sie würden aber wohl nur die schon bekannten Dementis wiederholen.

Die Zweifel bleiben jedenfalls, weil solche heimlichen Allianzen in Amerika eine bald hundertjährige Tradition haben. 1919 holten amerikanische Militärs jeden Tag bei Western Union alle Telegramme ab, die in die Vereinigten Staaten kamen oder ins Ausland gingen. Ausgewertet wurden sie von einer Vorläufer-Organisation der NSA, der „Black Chamber“. Auch alle andere anderen Unternehmen lieferten die Nachrichten ihrer Kunden in der Schwarzen Kammer nahe der Fifth Avenue in New York ab. Als die Direktoren der Telegrafenfirmer nervös wurden – die Sache war zweifelsfrei illegal –, versprach das Weiße Haus Straffreiheit. In den sechziger Jahren, als Telegramme statt auf Papier auf Disketten gespeichert wurden, erschienen während der Nachtschicht NSA-

**D**er gigantische Daten-Raubzug, so sagen es Barack Obama und sein NSA-Chef Keith B. Alexander, dient allein der Sicherheit Amerikas und seiner Verbündeten. Aber auch Deutschland profitiere. Nur so lassen sich angeblich Terroristen aufspüren und ihre Pläne vereiteln. Fünzigmal sei dies bisher gelungen. Diese Behauptungen sind richtig, auch wenn sich die Zahl von fünfzig verhinderten Anschlägen nicht nachprüfen lässt. Es stimmt auch, dass vor allem die Deutschen der amerikanischen Regierung zu Dank verpflichtet sind. Wichtige Hinweise, die dazu führten, dass in Deutschland kein Anschlag gelang, kamen von der NSA.

Ein beträchtlicher Teil der jetzt enthüllten Überwachungsmaßnahmen dient also tatsächlich der Terroristenjagd. Sie begann nach dem 11. September 2001. Weil – siehe Hamburg, London, Madrid, Boston – auch zuvor völlig Unverdächtige zu Terroristen werden können, ist jeder verdächtig, vogelfrei. Dazu kamen die gigantischen Kommunikationsmöglichkeiten des Internets. All das endet jetzt in einer unendlichen Sammelwut.

Michael Hayden, der frühere NSA- und spätere CIA-Chef, würde immer noch verschämt einräumen, dass ausgerechnet der deutsche BND das erste Telefonat abhörte, welches bewies, dass Al Qaida hinter den Anschlägen des 11. September steckte; dass George W. Bush sich daraufhin in Gerhard Schröders Kanzleramt bedankte, dieser sich aber nicht bei ihm; und schließlich, dass die NSA sich schwor, dass ihr so etwas nicht noch einmal passiert.

Ebenso zweifelsfrei ist aber auch, dass die Suche nach Terroristen, so wichtig sie auch ist, nur den kleineren Teil der Abhöraktionen ausmacht. Sie muss als Begründung herhalten, um auch all das zu rechtfertigen, was schon das Ziel von „Echelon“ war: fremde Regierungen auszuspionieren, Unternehmen, Banken, Journalisten, alles und jedes. Riesige Dossiers entstehen so, und niemand weiß, wozu all diese Informationen eines Tages verwendet werden können.

Natürlich würde ein Untersuchungsausschuss sich vor allem mit der NSA und der GCHQ beschäftigen, schon wegen ihrer



Was geht in der NSA-Zentrale in Fort Meade, Maryland, vor? Parkplätze für 17 000 Dienstwagen  
deuten auf erheblichen Personalbedarf bei der Datenschnüffelei hin.

besonderen Größe und Skrupellosigkeit. Aber zu seinem Auftrag müsste es auch gehören herauszufinden, wer noch alles seine Kelle in die elektronische Brühe taucht, auch wenn die Kelle etwas kleiner ist. Denn es ist leider so ziemlich jeder Staat, der es sich leisten kann und die notwendige Technologie besitzt – die Dänen und die Schweizer, Russen und Chinesen sowieso. Und natürlich der deutsche Bundesnachrichtendienst, der einmal stolz

darauf war, auf der inoffiziellen Rangliste der Abhöriganten auf einem der vordersten Plätze gestanden zu haben.

Auch heute ist er noch vorne mit dabei und arbeitet nicht anders als die Kollegen aus Amerika und Großbritannien, nur eben alles ein bisschen kleiner. Die NSA und der BND sind sogar richtig dicke Freunde, sie tauschen viele Erkenntnisse aus und arbeiten auch eng zusammen beim Anzapfen von Kabeln. Viele wichtige Verbindungen aus Osteuropa, Asien und Afrika laufen schließlich durch Deutschland. Allerdings sind die Speicher des BND viel kleiner, so dass statt der Schleppnetz-Methode gezielt Telefonnummern und Mail-Adressen überwacht werden. Eine Kontrolle findet durch die G-10-Kommission des Bundestages nur statt, wenn deutsche Staatsbürger betroffen sind. Bürger aller anderen Nationalitäten sind auch für den BND vogelfrei.

Im Jahr 2003 enthüllte der AT&T-Firmentechniker Mark Klein, dass die NSA neben einer Schaltzentrale in San Francisco einen Abhörraum installiert hatte. Geheimdienstler verbanden ihre Geräte direkt mit den Knotenpunkten des Internets. In Seattle, Los Angeles, San Diego und San Jose tauchte die NSA ebenfalls auf. Aber Amerika steckte in zwei Kriegen, die Empörung versandete.

Der deutsche Geheimdienst hat ein eigenes Meldesystem für abgehörte Nachrichten entwickelt: „Gelbstrich“, so genannt wegen einer farbigen Markierung am Rand; „Rotstrich“ heißt es, wenn eigens ein Code geknackt werden musste, um die Botschaft zu entziffern. In Merkels Kanzleramt lässt sich keine dieser Meldungen finden, obwohl der BND direkt der Regierungszentrale unterstellt ist und saftige Geschichten selten unterschlägt. Das liegt daran, dass die BND-Präsidenten die heiklen Dossiers zwar Merkels Kanzleramtsminister Ronald Pofalla vortragen oder vorlegen. Weder „Rot“- noch „Gelbstrich“ landen aber in der Registratur des Kanzleramtes.

Stellen wir uns also noch einmal diesen europäischen Untersuchungsausschuss vor: Er hätte nun festgestellt, dass die Überwachung der Menschen durch Geheimdienste ein Maß erreicht hat, das sich niemand vorstellen konnte und das einfach unerträglich ist. Ihm bliebe eine wich-